

Der arme Poet oder: Die Geburt eines Gedichtes.

Wir stellen uns folgende Situation vor. Der Herr Stadtdirektor kommt bei einer Vernissage im Rathaus auf einen ihm bekannten Autor zu und sagt, etwas von oben herab: "Hörn sie mal, Herr, Herr.... (der Name fällt ihm natürlich nicht ein) Herr Dichter. Es wäre doch schön, wenn Sie mal ein kleines Gedicht machen. Ich denke da an ein Gedicht über unsere Stadt... "In unserer Stadt" z.B."

Der Autor nickt nachdenklich. Auftragsarbeiten im Bereich Lyrik... sehr schwierig, denkt er, und so murmelt es aus ihm heraus: "Viel Arbeit...!" Der Stadtdirektor lacht gönnerhaft und ergänzt: "Na ja, in Verbindung mit einer Lesung, sagen wir mal 400, 500 Euro, das würde doch gehen..., oder? ...äh, ich spreche mal mit dem Kulturdezernenten."

Der Autor nickt abermals und verspricht, sich etwas einfallen zu lassen. Auch Dichter müssen ans Geld denken, auch Dichter haben Hunger und Durst, und es gibt sie noch immer: "Die armen Poeten!". Und so macht er sich einige Tage später zu Hause an die Arbeit. Zuerst einmal legt er sich ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier auf seinen Schreibtisch. Computer lehnt er für seine Arbeit grundsätzlich ab, denn er will ja keinen Geschäftsbrief schreiben. Daneben drapiert er einen Füllfederhalter und ein Löschpapier. Dann beschaut er sich gefällig das Arrangement, nimmt Platz und fängt an zu denken.

In unserer Stadt..., er lässt sich diese Worte auf der Zunge zergehen. Ja, ja. Da gäbe es viel zu erzählen, nur was? Dass die Stadt kürzlich 16 Millionen Euro bei Zinswetten verjubelt hat, dass das Problem Straßenbahn trotz Bürgerentscheid seit mehr als 40 Jahren nur halbherzig gelöst ist? Dass die Schulen und Kindergärten allgemein dringend einer Renovierung bedürfen, und dass die Schützen bei den Umzügen in jede nur erreichbare Ecke pinkeln, so das man den Gestank vom Hafenbecken 1 bis Bayern 2 riechen kann? Was soll er schreiben?

Der Autor reibt sich stöhnend die Stirn und streicht sich über die müden Augen. Dann steht er auf, geht zum Sideboard, nimmt eine Flasche Rotwein aus der Stellage, einen einfachen, preiswerten Tropfen eines uns allen bekannten und in ganz Europa vertretenen Discounters, öffnet sie, schenkt sich ein Glas davon ein und nimmt einen großen, tiefen Schluck. Dann schaut er auf das noch unbeschriebene Blatt, setzt er sich wieder an seinen Tisch, schürzt die Lippen, stützt den Kopf in die Hände und denkt erneut nach: Ein Umweltgedicht müsste es sein, es geht doch zur Zeit nur noch um Stickoxyde in der Luft, um Kolibakterien im Wasser, um die Klimakatastrophe und um das Abschmelzen des Polareises.

"Hm, schwierig, schwierig", stöhnt der Autor. Ein gewaltiges Thema... und es gab doch nicht nur die natürliche Umwelt, mit Pflanzen, Tieren, Wind und Wellen, nein!, es gab doch auch eine technische Umwelt mit Gebäuden, Fabriken, Brücken, Funkanlagen und Verkehrswegen? Und dann die soziale Umwelt, Nachbarschaften, Freundschaften, Cafes, Feste und Feiern, Kultur und Sport? Doch wie passte das alles zusammen? Wie passte das alles "in unsere Stadt"? Und wie passte das alles in ein Gedicht?

In unserer Stadt, hatte der Stadtdirektor gesagt. Der Autor fasst sich an die Nase. Eigentlich kommt das gut, denkt er schlitzohrig, das könnte auch schon die erste Zeile von meinem Gedicht sein, eine Morgengabe sozusagen. Denn, kommt er z. B. bei dem Gedicht mit zehn Zeilen aus, dann ist, bei der versprochenen Lesung, jede Zeile rechnerisch 50 Euro wert und die hätte er ja praktisch geschenkt bekommen, vom Stadtdirektor. Und mutig greift er zu seinem Füllfederhalter und schreibt auf das noch jungfräuliche Papier: In unserer Stadt...

Ha, voller Wohlgefallen schaut er auf diese erste Zeile. Doch, wie geht sie weiter? In unserer Stadt gibt es Sträucher und Bäume..., quatsch!, schimpft er sich selbst, Bäume und Sträucher gibt es überall..., aber, wie wäre es mit: In unserer Stadt, da brüten Meisen, die abends hoch am Himmel kreisen...

Nein, nein. Das ist es auch nicht, denkt er. Und selbstkritisch belächelt er diesen wohlgefälligen Unsinn. Wo war da der geistreiche Gedanke, wo war da die literarische Überhöhung, wo war da das Wesentliche, wo war da die Verdichtung? Er schüttet sich ein zweites Glas Wein ein, hebt es vor seine Augen und betrachtet das voluminöse, feurige Rot, freut sich auf die feinen Säuren, auf den samtigem Abgang und nimmt abermals einen tiefen, herzhaften Schluck. Dann setzt er sich wieder. Er fühlt sich gut, voller Inspiration und betrachtet noch einmal die erste Zeile. Dann hat er eine Idee.

Eine Stadt, in der er leben möchte, überlegt er, müsste sich für die Umwelt engagieren, müsste etwas für die Umwelt tun, damit man gerne in dieser Stadt lebt, damit die Kinder in dieser Stadt frei und sauber, ohne Gefahren aufwachsen können. Schön geschmückt müsste diese Stadt sein. Also schreibt er: In unserer Stadt, wird viel für die Umwelt getan...

Gut. Gut. Der Autor lächelt zufrieden. Das ist ein Kompliment an die Stadt, das ist schön, denkt er, und er denkt mit Frohlocken an die 500 Euro, die ihm in Aussicht gestellt worden waren. Das gefällt ihm. Aber das Ganze ist natürlich noch kein Gedicht, das ist doch höchstens der Anfang von einem Gedicht. ...und vorsichtig durchforstet er sein Gehirn nach botanischen Begriffen und schreibt nicht ohne Vergnügen weiter: In unserer Stadt, wird viel für die Umwelt getan. Man pflanzt..., man pflanzt ... merkt ihr es?, Merkt ihr's? ...man pflanzt!

Ja, denkt er glücklich und voller Euphorie. Das ist es. Pflanzen, etwas pflanzen, das ist Natur, das ist Wachstum, das ist Zukunft, das ist schön und nützlich, aber was zum Himmel pflanzen die denn eigentlich hier in unserer schönen Stadt? Stiefmütterchen in Blumenkästen? Fleißige Lieschen am Stadtweiher? Pappeln auf der Rennbahn? Und was ist daran besonderes? Tun das nicht alle anderen Städte und Gemeinden auch? Der Dichter zweifelt plötzlich daran, ob er die ihm gestellte Aufgabe bewältigen kann. Ob diese Aufgabe überhaupt lösbar ist?

Er steht ein drittes Mal auf, schenkt sich ein drittes Glas Wein ein, hebt den Kelch ...und da..., plötzlich, alles um ihn herum dreht sich vor seinen Augen. Schemenhaft erkennt er ein Tier an der Zimmerdecke, es sieht aus wie ein Pferd, es hat Flügel..., er spürt Wind in seinen Haaren, hört das schlagende Trommeln von Hufen und dann, warum und woher auch immer, hat er einen fast genialen Einfall. Er zittert, er bebt. Etwas will explodieren in ihm, es ist noch nicht fassbar, noch nicht konkret, nur amorph, noch unstrukturiert, aber in der Substanz vorhanden. Er zaudert.

Und dann bemerkt der Autor, dass es in ihm wächst, dass es schwillt, sich formt, dass es Gestalt annimmt, er spürt, wie es in ihm drückt, wie es aus ihm heraus will, - er weiß nur noch nicht, ob es oben oder unten herauskommt - er droht zu platzen... und stellt das leere Glas ab, stellt es auf den heiligen Tisch der Kreativität, greift zu seinem Füllhalter und schreibt in großen, festen, raumgreifenden Buchstaben und wie aus einem Guss:

In unserer Stadt
wird viel für die Umwelt getan
man pflanzt
uns Hochhäuser vor die Nase
die Verwaltung treibt Blüten
und mehrmals am Tag
schalten die Ampeln auf Grün.